

ARCHÄOLOGIE

Die archäologischen Funde der Wüstung Bliesbrücken

Christel Bernard

(In: saarpfalz Blätter für Geschichte und Volkskunde 2004/1, S. 27-38)

Die im Folgenden vorgestellten Funde aus der Wüstung Bliesbrücken umfassen zahlreiche Scherben von Gefäßkeramik, wenige Fragmente von Flach- und Hohlglas, den Rest eines Fingerhuts und Ziegelbruchstücke. Aus dem Fundmaterial lassen sich vielerlei Aussagen zur Herstellung, zu den Formen und der Funktion der Gegenstände sowie zu deren Zeitstellung treffen.

Gefäßkeramik

Irdenware und Faststeinzeug

Zunächst sei die Kollektion von Keramikscherben als größter und aussagefähigster Fundkomplex betrachtet. Bei den spätmittelalterlichen Keramikfunden handelt es sich überwiegend um Bruchstücke von Koch-, Vorrats- und Tischgeschirr des 14.-15. Jhs. Das Formenspektrum umfasst sowohl bauchige gedrungene als auch schlanke hohe Töpfe, die teils mit Henkeln versehen waren. Darunter befinden sich auch diverse konische Topfdeckel mit umgeschlagenem Rand und horizontal abgeschnittenem Griffknauf (s. Abb. 2 oben). Solche Deckel sind seit dem 15. Jh. gefertigt worden; möglicherweise traten sie an die Stelle von früher verwendeten hölzernen Deckeln. Auch Flaschenscherben sind gefunden worden.

Dieses einfache Gebrauchsgeschirr, die sog. Irdenware, ist auf der schnell drehenden Töpferscheibe hergestellt worden. Ein Teil der Gefäße war von grauer Farbe, die beim Brand im verschlossenen Ofen in reduzierender Atmosphäre, d. h. unter Sauerstoffentzug, entsteht.



Abb. 1: Küchenszene von 1542. Topf mit Deckel am Herdfeuer.¹⁾

Im Spätmittelalter war die Mehrzahl der Gefäße grau gebrannt und besaß eine mehr oder minder raue, unglasierte Oberfläche. Der andere Teil der Scherben gehört zu ockerfarbener bis rötlicher, oxidierend - unter Sauerstoffzufuhr - gebrannter Irdenware und ist ebenfalls unglasiert. Die Gefäße des vorliegenden Fundkomplexes sind sämtlich mittelhart bis hart gebrannt worden. Die Härte des Scherbens hängt von der Brenntemperatur ab: Größere Härte wird durch höhere Brenntemperatur erzielt, die wiederum einen größeren Verbrauch von Brennholz bedingt. Generell ist ein härteres Gefäß zwar haltbarer, aber auch teurer in der Herstellung. Weil der weniger hart gebrannte Scherben porös ist, hat man einen Teil der Waren geschmaucht, d.h. man hat dem Brennvorgang zum Schluss nasses Stroh beigegeben, um teerigen Rauch zu entwickeln, der sich dann auf den Oberflächen des Brennguts niederschlug und dadurch die Poren verschließen sollte.

Neben der Irdenware sind im Fundgut auch Scherben von frühem Steinzeug oder sog. Faststeinzeug vertreten, die — soweit ersichtlich — zu Töpfen mit Kragenrand gehörten, wie sie identisch auch auf Burg Kirkel gefunden worden sind. Das frühe Steinzeug ist hell- bis rotbraun, seine Oberfläche ist mehr oder weniger rau, und im Bruch erkennt man noch einige weiße Quarzpartikel. Durch die wesentlich höhere Brenntemperatur sind die Bestandteile des Tons partiell miteinander verschmolzen. Dies führt zu einer hohen Dichtigkeit der Gefäße, so dass sie besser zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzt werden konnten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese Waren in der Region hergestellt worden. Dass die ansässigen Töpfer wussten, welche Gefäßformen auf dem überregionalen Markt angeboten wurden

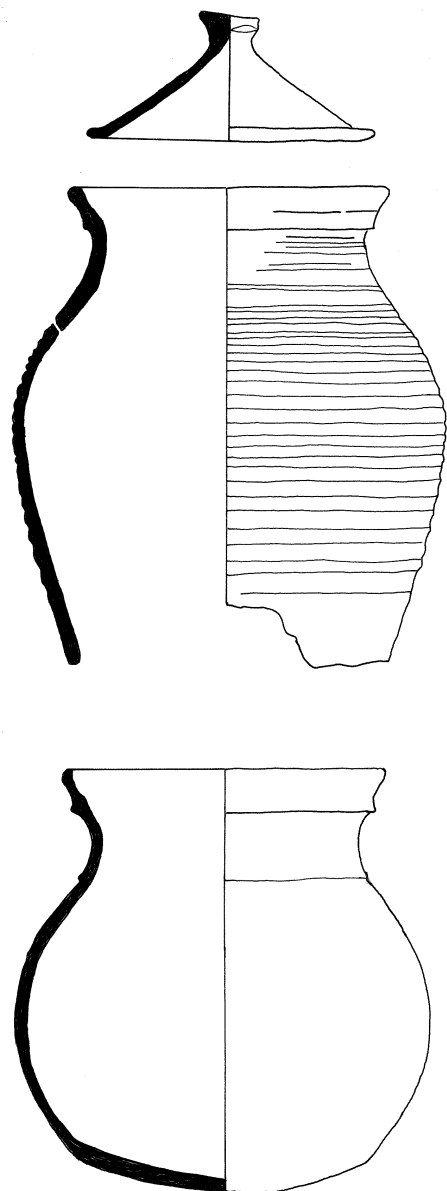
und ihre Produkte danach ausrichteten, zeigen die Ausformungen der Gefäße, die mit Funden anderer Regionen vergleichbar sind. Speziell zu erwähnen sind diesbezüglich die Gefäßränder und auch die feine Riefung der Oberfläche mancher Töpfe, die formale Vergleiche zu Funden der Oberrheingegend gestatten. Interessanterweise sind an manchen Gefäßen Formmerkmale miteinander kombiniert, die sich in anderen Fundinventaren bislang auszuschließen scheinen: So sind z. B. sog. Karniesränder auf rundliche Gefäße gesetzt worden, die traditionell mit schlichten Randlippen, verdickten Wulsträndern oder abgekanteten Leistenrändern versehen sind. Der Karniesrand ist dagegen wesentlich höher als breit und weist eine starke Kehlung an der Außen-, gelegentlich auch an der Innenseite auf. Seine Randunterkante ist häufig unterschritten.

Abb. 2: von oben nach unten: konischer Deckel (Dm. 14 cm), Topf mit Karniesrand (erh. H. 22,4 cm), beides graue Irdenware, Linsenbodentopf (H. 20 cm), reduzierend gebrannt und geschmaucht.

In diesem Zusammenhang sei das einzige vollständig zu rekonstruierende Gefäß innerhalb des Fundkomplexes einer eingehenden Betrachtung unterzogen (s. Abb. 2 unten): Es handelt sich um einen geschmauchten bauchigen Kochtopf mit konvexem Wackelboden, einem sog. Linsenboden, aus oxidierend gebrannter Irdenware mit glatter, leicht rauer Oberfläche. Insofern entspricht das Gefäß der mindestens seit dem 11. Jh. gebräuchlichen Form. Die Halszone ist durch eine schmale plastische Rille vom Körper abgesetzt und deutlich höher gezogen als bei den meisten bauchigen Töpfen dieser Zeitstellung. Ein völliges Novum schließlich ist die Ausformung des Randes als Karniesrand. Dieser krägt allerdings noch nicht so weit aus, wie dies bei den typischen Karniesrandtöpfen der Fall ist, deren Form insbesondere im 16. Jh. zum Rand hin oft tulpenartig erweitert. Dieses Gefäß stellt somit eine Zwitterform dar zwischen den hochmittelalterlichen kugligen Töpfen, die noch mindestens bis zum Ende des 13. Jh. die Leitform darstellten, und den spätmittelalterlichen schlanken Karniesrandtöpfen seit dem 14./15. Jh., die üblicherweise eine hohe Schulter haben und sich zum glatten Boden hin deutlich verjüngen, wie sie in dieser Form ebenfalls in Bliesbrücken gefunden worden sind.

Im Unterschied zu der hochwertigen grauen Ware des Oberrheingebietes, deren Form anscheinend als Vorbild diente, sind die Bliesbrücker Nachahmungen weder so dünnwandig noch so hart gebrannt (s. Abb. 2 Mitte).

Eine Durchsicht der Funde zeigt, dass der o. g. Topf mit Linsenboden und Karniesrand kein Einzelstück war. Von mindestens einem ähnlichen Gefäß sind Reste vorhanden, das überdies größere Glasurspritzer auf der Außenseite des Linsenbodens aufweist. Die Spritzer sind sicherlich unbeabsichtigt auf das Gefäß geraten, das wohl noch im Arbeitsbereich zum Trocknen stand. Ihr Vorhandensein markiert jedoch einen wichtigen Tatbestand. Offensichtlich sind gleichzeitig sowohl die altmodisch anmutenden, unglasierten bauchigen Töpfe mit den modernen Rändern als auch glasierte Gefäße hergestellt worden. Diese gelben bis grünlichen transparenten Bleiglasuren finden sich auch als großflächige Spritzer auf der Außenseite von fein gerieften Wandungsscherben oxidierend gebrannter roter Irdenware, die wahrscheinlich zu typischen Karniesrandtöpfen der o. g. Form gehören.



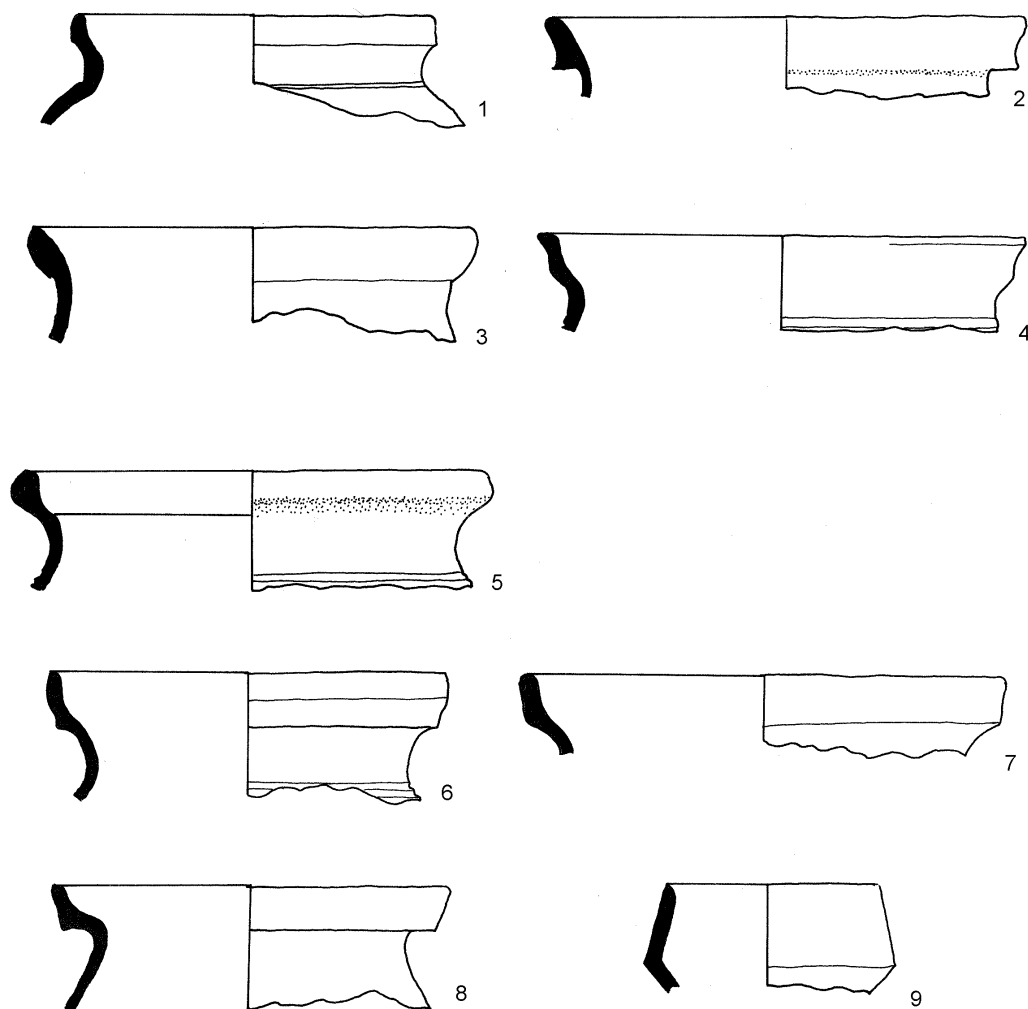


Abb. 3: Ränder von Töpfen, ca. 13.-15. Jh. Oxid. gebr. Irdenware: 4, 8; red. gebr. Irdenware: 1, 2, 7; frühes Steinzeug: 3, 5; Tasse, Steinzeug: 9. Dm. der Gefäße 8-18 cm.

Die Kenntnis des Glasierens durch das Aufbringen eines im Brand glasartig schmelzenden Überzugs war zwar seit der Antike vor allem im Vorderen Orient bekannt, nördlich der Alpen aber kaum verbreitet, und nur selten tauchen glasierte Gefäße in archäologischen Schichten des frühen und hohen Mittelalters auf. Häufiger wurden sie erst ab dem 14. Jh., bevor sie im 15./16. Jh. weite Verbreitung fanden. Die Glasuren vom Ende des 13./Anfang des 14. Jhs. sind oft nur an der Außenseite der Gefäße aufgetragen, während das Innere unglasiert blieb. Später hat man die Innenseite glasiert, aber die Außenseite roh belassen.

Die Gefäßformen, die der Töpfer der Bliesbrücker Waren glasierte, können mit Vorbehalt ins späte 14. Jh., wenn nicht sogar eher an den Beginn des 15. Jhs. datiert werden. Ab dem 15. Jh. wurden jenseits des Rheins Töpferwaren bereits in größerem Umfang glasiert, und zwar die beschriebenen schlanken Karniesrandtöpfe auf ihrer Innenseite. Man ging im 15. Jh. dazu über, einen sehr hell brennenden Ton zu verwenden, auf dem die Farben der Bleiglasuren, die stets transparent sind, viel besser zur Geltung kommen als auf dem dunklen Scherben. Auch Reste von solchen hellockerfarbenen teilglasierten Gefäßen befinden sich im Fundmaterial. Zu nennen sind Karnies- und Kragenrandscherben mit grün glasierter Innenseite, Wandungsscherben mit fein geriefter unglasierter Außenseite, gelblicher und brauner transparenter Innenglasur, unglasierte breite Bandhenkel und Bodenscherben mit glatter Standfläche und grüner Innenglasur.

Leider lassen sich von dieser Ware keine Gefäße mehr rekonstruieren; ihr Anteil an der Gesamtmenge der Scherben ist recht gering. Sie dürften ins 15. Jh. gehören.

Allgemeines zur Datierung der Keramik

Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik unserer Gegend kann vorerst nur annäherungsweise über weiter entfernt liegende Vergleichsfunde in einen relativ groben zeitlichen Rahmen eingeordnet werden, da die Erforschung dieser Fundgattung noch weitgehend am Anfang steht.²⁾ Saarländische Keramikfunde dieser Zeitstellung warten größtenteils noch auf ihre Bearbeitung, und es ist zu hoffen, dass die Forschungsarbeit der kommenden Jahre durch die Auswertung gut dokumentierter Grabungen die Wissenslücken füllen wird.

Östlich des Rheins, am Oberrhein und in Süddeutschland ist der Kenntnisstand schon weiter gediehen, so dass man dort genauere Angaben zur zeitlichen Stellung und Informationen zu Herkunft und Verbreitungswegen verschiedener Warenarten gewinnen kann.³⁾ Den Ursprung der Töpfe mit Karniesrand, die in Bezug auf die oben genannten Bliesbrücker Funde näher interessieren, vermutet man im Südosten Deutschlands, von wo aus diese Form seit dem 14. Jh. bis hin zum Oberrhein verbreitet wurde.⁴⁾ Westlich des Rheins traten sie anscheinend erst ab dem 15. Jh. auf, wie der bisherige Kenntnisstand vermuten lässt. Wann diese Randformen in der Saar- und Bliesgend erstmals aufgetreten sind, ist bislang noch nicht sicher.

Vergleichsmöglichkeiten und Verbreitungswege der Gefäßkeramik

Vergleiche für die saarländische Keramik des Mittelalters sind sicherlich nicht nur im heutigen Deutschland zu suchen, sondern man muss die Wirtschaftsräume in ihren früheren Zusammenhängen betrachten. Die von den regionalen Töpfern hergestellten Formen hatten ihre Vorbilder sicher nicht nur im pfälzischen, sondern auch im lothringischen und elsässischen Raum, und es ist wahrscheinlich, dass sie eine Produktpalette von entsprechenden Gefäßformen im Angebot gehabt haben. Dafür sprechen jedenfalls die Ähnlichkeiten mit der oberrheinischen grauen fein geriefelten Ware.⁵⁾ Wie bereits U. Gross in seiner Untersuchung zur Keramik zwischen Neckar- und Mainmündung angesprochen hat, spielen nicht nur logistische, sondern auch herrschaftliche Beziehungen und Besitzverhältnisse eine ganz wesentliche Rolle in der Verbreitung von Wirtschaftsgütern.⁶⁾ Während Funde einfacher Gebrauchskeramik wie diejenige aus Bliesbrücken regional nur in einem relativ kleinen Radius streuen, sind qualitätvolle Feinwaren und z. B. mittelalterliche Steinzeugwaren der Töpferzentren in Siegburg, Raeren und Frechen über den Wasserweg recht weit verbreitet worden, während sie weitab der schiffbaren Flüsse als Fundobjekte seltener anzutreffen sind. Hier lohnte wahrscheinlich der Landtransport nicht nur wegen der größeren Bruchgefahr weniger, sondern auch, weil man mehr Zollstellen passieren musste, was die Ware gegenüber den regionalen Produkten verteuerte.

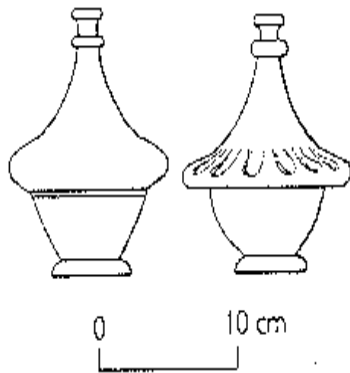
Trinkgefäße

Trinkgefäße sind nur in Form der wenigen Fragmente echten Steinzeugs vorhanden. Gefunden wurden Teile einer manganviolett engobierten Tasse (s. Abb. 3,12). Sie könnte vom Niederrhein importiert worden sein, weil sie in Form und Beschaffenheit mit den dortigen Erzeugnissen übereinstimmt. Möglich ist auch, dass sie aus nordelsässischen Töpfereien stammt, z.B. aus Hagenau oder Oberbetschdorf.⁷⁾ Lokale Produktion dieser Waren ist noch nicht nachgewiesen, kann aber grundsätzlich nicht ausgeschlossen werden. Aus echtem durchgesintertem Steinzeug wurden keine Kochgefäße, sondern vor allem Becher, Tassen und Krüge hergestellt. Alternativ wären im Haushalt Trinkgefäße aus Zinn oder Glasbecher vorstellbar, die jedoch im vorliegenden Fundmaterial fehlen. Ob dies nun allein auf den höheren Preis von Zinn oder Glas zurückzuführen ist, kann man nicht beurteilen, da nicht nur unbrauchbar gewordenes Zinn, sondern auch zerscherbtes Glas wieder eingeschmolzen werden konnte und somit eventuell nicht als Abfall entsorgt, sondern als Rohstoff aus dem Haus gegeben wurde.

Zudem ist der Erhaltungszustand von mittelalterlichem Glas in aller Regel außerordentlich schlecht; viele Glasscherben sind derart stark zersetzt, dass der Übergang zu völliger Auflösung fließend ist und sie dann nur noch unter optimalen Bedingungen überhaupt zu finden sind. Viel eher als zerbrechliche Trinkgläser und Steinzeugbecher sind jedoch robuste und langlebige Holzgefäße für den Bliesbrücker Haushalt anzunehmen, auch wenn davon keine Reste überliefert sind. Diese preiswerte hölzerne Alternative für Teller, Schalen und Becher war im Mittelalter viel weiter verbreitet, als es die verschwindend geringe Fundmenge heute vermuten lässt. Wenn Gerätschaften aus Holz unbrauchbar geworden waren, sind sie fast immer ins Herdfeuer gewandert. Die wenigen Stücke, die unter die Erde gelangten, konnten dort die Jahrhunderte nur dann überstehen, wenn sie in sauerstoffarmem Milieu, meist in nassem Boden konserviert wurden. Anderenfalls sind sie der Zersetzung durch Mikroorganismen anheim gefallen.

Eine Glasflasche

Ein einziges Glasbehältnis ist nachweisbar, und zwar anhand von drei Bruchstücken einer doppelkonischen gestauchten Flasche aus grünlichem Glas, darunter ist ein Teil des Stauchungsringes erhalten. Diese Flaschen waren in der 2. Hälfte des 15. und dem 1. Drittel des 16. Jhs. die gängigen Flüssigkeitsbehälter. Die Flasche in der Wüstung Bliesbrücken ist sicher als Verpackungsmaterial mit einer gekauften Flüssigkeit in den Haushalt gelangt.⁸⁾



Bernard)



Abb. 4: Beispiele doppelkonischer Glasflaschen des 15. Jhs.⁹⁾

Abb. 5: Fragment des Stauchungsringes einer doppelkonischen Glasflasche (Foto Christel

Bruchstück eines Fingerhutes

Fingerhüte sind seit mindestens 2000 Jahren verwendet worden. Die frühesten europäischen Fingerhüte stammen aus Byzanz. Aufgrund der Form kann man den Fingerhut aus der Wüstung Bliesbrücken ins 15. Jh. datieren. Er ist relativ niedrig und weist die für das Mittelalter typische eichelförmig gewölbte Kuppe auf, ist aber insgesamt zierlicher als Exemplare des 14. Jh. Solche Fingerhüte wurden vor allem in Nürnberg hergestellt, wo sie gegossen oder getrieben und anschließend mit eingebohrten oder eingepunzten Grübchen versehen worden sind. Am vorliegenden Fragment beginnen die runden Grübchen in horizontaler Reihe oberhalb der leicht erhabenen Krempe. Man kann annehmen, dass sie spiralförmig nach oben fortgeführt wurden.



Abb. 6: Fingerhut, ca. 15. Jh. (Foto Christel Bernard)

Die Kuppe selbst ist frei von Grübchen; sie weist die sog. Mönchstonsur auf. Der zur Hälfte erhaltene Fingerhut ist korrodiert und fragil. (Material Kupfer oder Messing, H. 1,6 cm, Dm. unten 1,8 cm, oben 1,6 cm, H. der Krempe 2 mm, Dm. der Grübchen 1 mm.)¹⁰⁾

Der Fingerhut ist einziges Überbleibsel eines sicherlich umfangreicheren Gerätebestands zur Textilfertigung im ländlichen Haushalt, wie sie noch bis zur industriellen Revolution üblich war. Dass im Haus gesponnen, gestrickt und gestickt, eventuell auch gewebt und die Kleidung größtenteils selbst genäht wurde, ist aus zeitgenössischen Bildquellen und vielerorts durch Funde von Spinnwirteln, Näh- und Stecknadeln belegt.

Zur Ausstattung des Hauses Heiztechnik

Wie sich am Fundmaterial ablesen lässt, muss in Bliesbrücken ein solide ausgestattetes Haus mit gewissem Wohnkomfort bestanden haben. Vermutlich war mindestens ein einfacher Kachelofen zur rauchfreien Beheizung einer Stube vorhanden. Dieser Ofen ist wahrscheinlich mehrfach erneuert worden, wie Funde verschiedener Arten von Gefäßkacheln zeigen. Zu nennen sind die Bruchstücke konischer Napfkacheln aus grauer Irdenware (s. Abb. 8, links), deren Verwendung ab der Mitte des 13. Jhs. bekannt ist.

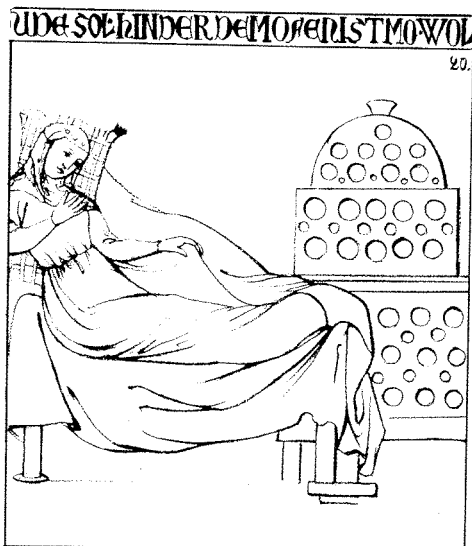


Abb. 7: Frau am Kachelofen. Man erkennt die kreisrunden Mündungen der Kacheln. Fresko in Konstanz, 1. Hälfte 14. Jh. ¹¹⁾

Sie wurden in kuppelförmigen Öfen, die aus Lehm aufgeführt waren, mit ihrer Öffnung nach außen eingebaut (s. Abb. 7). Auch Überreste von zunächst auf der Töpferscheibe konisch gedrehten, anschließend quadratisch gedrehten überformten Schüsselkacheln aus hellroter Irdenware sind vertreten sowie Scherben von grauen und roten Tellerkacheln (s. Abb. 8 rechts), die zu einem Ofen des 14. oder 15. Jh. gehört haben dürften. Solche einfachen Kacheln waren im Spätmittelalter geläufige Formen und recht weit verbreitet. Ihre Herstellung lag wahrscheinlich in den Händen regionaler Töpfer, die auch das gewöhnliche Gebrauchsgeschirr fabrizierten.

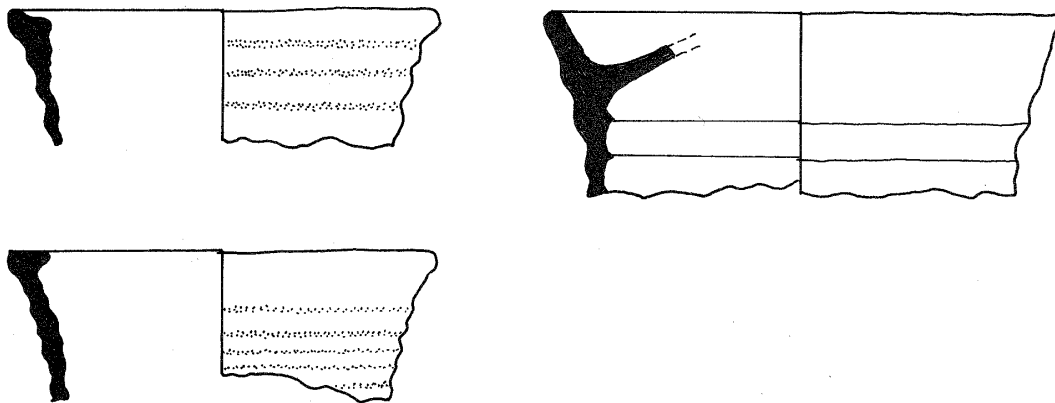


Abb. 8: links Napfkacheln, graue Irdenware, rechts Tellerkachel, orangerot gebrannt. Dm. 13,4 und 16 cm.

Von einer zusammengesetzten Kachel aus heller Irdenware ist ein winziges Fragment vom Tubusrand erhalten, leider ohne bestimmbar Ansatz des Vorsatzblattes, so dass man nicht mehr bestimmen kann, ob es sich um eine Nischen- oder Reliefkachel gehandelt hat, ob sie glasiert und wie sie verziert war. Sie gehörte zu einem repräsentativeren Ofen, dessen Außenfläche nur noch aus den - in den meisten Fällen - glasierten, figürlich oder ornamental dekorierten, rechteckigen Schauflächen der Kacheln bestand. Diese zusammengesetzten Kacheln sind seit dem 15. Jh. bekannt. Ihre Herstellung erfolgte wahrscheinlich durch spezialisierte Häfner und Ofenbauer, deren Wirken in der Gegend von Saar und Blies mehrfach historisch belegt ist.¹²⁾

Das Dach

Auf eine gehobene Ausstattung des Hauses in Bliesbrücken deuten auch die aus Ton gebrannten Dachziegel hin, wie sie im Mittelalter durch die Mönchsorden, insbesondere durch Zisterzienser, Benediktiner und Prämonstratenser verbreitet wurden. Eine solche Dachdeckung war keinesfalls selbstverständlich, denn man darf im Gegenteil davon ausgehen, dass noch zu Beginn des 16. Jhs. die Mehrzahl der Häuser eine weiche Dachdeckung aus Stroh, Reet, Holzschindeln oder Brettern besessen hat. Besonders für einfache Häuser im ländlichen Raum trifft dies zu. Im städtischen Bereich war man jedoch nicht nur bei Repräsentationsbauten früh zu harten Dachdeckungen übergegangen, sondern sah sich im Spätmittelalter auch durch zahlreiche verheerende Feuersbrünste dazu veranlasst, die leicht brennbaren organischen Eindeckmaterialien aus den eng bebauten Vierteln zu verbannen.

In der Wüstung Bliesbrücken sind trapezförmige Hohlziegel mit Aufhängenase gefunden worden, von denen mindestens drei unten liegende Ziegel, kenntlich an der sog. Nase, einem amodellierten Zapfen am breiteren oberen Ende, von zwei nahezu vollständig vorhandenen Deckziegeln, gekennzeichnet durch die Nase am schmalen unteren Ende, zu unterscheiden waren. Die Länge des am besten erhaltenen Stückes beträgt 39 cm, seine maximale Breite 14,7 cm. Die unteren Ziegel besitzen eingezogene untere Enden. Weitere Fragmente derartiger Ziegel sind maximal 20,5 cm breit.

Ursprünglich hießen diese Hohlziegel Haken und Preisen, wurden jedoch volkstümlich aufgrund ihrer Verlegerichtung und in scherzhafter Anspielung auf die lockeren Sitten in manchen Klöstern Mönch- und Nonnenziegel genannt. Sie waren eine Fortentwicklung des römischen Daches mit Leisten- und Hohlziegeln, wobei die römischen Leistenziegel durch untere, auf dem Rücken liegende Hohlziegel - die Nonnen - ersetzt, in die versetzt jeweils zwei oben liegende Mönche einrasteten. Das Regenwasser floss von den Rücken der Mönche in die Rinnen der Nonnen, die es ableiteten. Anfangs waren die Dächer noch relativ flach, aufgrund der größeren Steilheit der Dachflächen versah man die Ziegel jedoch spätestens seit dem 12. Jh. mit einer Nase, womit die Nonnen in Dachlatten eingehängt wurden und die Mönche sich am jeweils unteren Mönch abstützten. Dies bezeichnet man als sog. Klosterdeckung, die bis zum 16. Jh. vor allem in Süddeutschland die am häufigsten anzutreffende Ziegeleindeckung war. Um eine wackelfreie Auflage der Nonnen zu gewährleisten, wurden diese häufig in ein Mörtelbett verlegt, oder man sicherte sie seitlich durch untergeschobene Steine oder Lättchen ab. Diese schwere Dachdeckung erforderte einen soliden tragfähigen Dachstuhl.¹³⁾

Die Fenster

Einige Fragmente von dünnem grünlich durchscheinendem Flachglas dürften von einer Fensterverglasung mit kleinen rautenförmigen Scheiben aus flach gewalztem Glas stammen. Obwohl Glasfenster bereits seit dem Frühmittelalter bekannt waren, sind Fensteröffnungen auch in gut ausgestatteten Wohnhäusern noch im 14. Jh. kaum mit Glas, sondern mit Holzflügeln oder -läden verschlossen worden. Man kann davon ausgehen, dass bis zum 16. Jh. meist nur kleine obere Teilöffnungen des Fensters mit rautenförmigen oder runden Flachglasscheiben in Bleifassung verglast waren, und dass vielleicht die Mehrzahl der Fenster des Hauses in den Oberlichtern noch durch Rahmen verschlossen wurden, die z.B. mit geöltem Papier oder Tierblasen bespannt

waren. Dadurch konnte, ebenso wie durch die Glasscheiben, nur ein diffuses Licht ins Innere des Raumes fallen. Möglicherweise wurden die Fenster im Winter sogar vollständig durch hölzerne Läden verschlossen gehalten, so dass dann kein Tageslicht einfiel.¹⁴⁾

Zur Aussagekraft und Wertigkeit der Fundstelle

Fasst man alle Befunde, die W. Wagner beobachtet hat, und die Informationen, die aus den oben angesprochenen Funden gewonnen werden können, zusammen, ergibt sich das Bild eines Hauses von unbekannter Ausdehnung mit einem Fundament aus großen unvermörtelten Bruchsteinen, denn als Überrest eines solchen kann die Reihe von Steinen höchstwahrscheinlich interpretiert werden, die W. Wagner fotografisch dokumentiert hat. Wahrscheinlich folgte auf dem Steinfundament ein Fachwerkaufbau, was der regionaltypischen Bauweise entspricht; der Beweis dafür kann aber nicht mehr erbracht werden. Das Haus trug ein massives Dach mit einer sog. Klosterdeckung aus Hohlziegeln, während man allgemein für die Gegend noch von Stroh gedeckten Häusern ausgehen kann.¹⁵⁾ Die Fenster des Hauses waren zumindest teilweise mit Glas versehen. Obwohl einzelne Räume des Hauses nicht identifiziert werden konnten, ist jedoch sicher, dass es eine mittels Kachelofen beheizte Stube gab; und dass eine Küche vorhanden war, geht aus dem vorgestellten umfangreichen Bestand zerscherbten Koch- und Vorratsgeschirrs hervor. Durch einen Vergleich der Gefäßkeramik mit datierten Gefäßen anderer Regionen kann man vermuten, dass das Haus im 14. -15. Jh. bewohnt und bewirtschaftet gewesen ist. Während das Haus für diese Zeit bemerkenswert gut und solide ausgestattet gewesen sein muss, zeigen die Reste der schlicht gehaltenen Gefäß- und Ofenkeramik, dass die Bewohner eher Wert auf die Zweckmäßigkeit als auf den Repräsentationswert der verwendeten Utensilien legten. Dies stützt die aus den historischen Quellen abgeleitete Vermutung, dass es sich bei dem Anwesen um den Teil einer zisterziensischen Grangie gehandelt haben könnte.

Insgesamt zeigt sich an diesem Fundkomplex, wie wichtig die Beobachtung von Bodendenkmälern ist, die zufällig bei Erdbewegungen entdeckt oder bei Feldbegehungen nach Oberflächenfunden abgesehen werden, auch wenn die aufgelesenen Fundgegenstände und die festgestellten Befunde selbst vielleicht unspektakulär wirken. Entscheidend ist die Mitteilung solcher Beobachtungen an die Denkmalpflege, denn erst durch den geschulten wissenschaftlichen Blick lässt sich ihnen manches Detail entlocken, das Auskunft und Einblick in die örtlichen Verhältnisse der Vergangenheit bietet. Darüber hinaus werden sie zu Bausteinen für die Erforschung der Region, weil sie in anschließende übergreifende Untersuchungen einbezogen werden können. Insbesondere die Keramikfunde dürften bei einer vergleichenden Erforschung der mittelalterlichen Keramik an Saar und Blies noch weitere wichtige Informationen für die Archäologie liefern.

Anmerkungen

- 1) Platina Cremonensis: Von der eerlichen und zimlichen auch erlaubten Wolust des Leibs, 1542. In: I. Bitsch/T. Ehlert/X. von Ertzdorff (Hg.), Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit, Wiesbaden 1997, S. 182.
- 2) Einen Einblick in den Forschungsstand zur Mitte der 1990er Jahre, der mit Ausnahme von Projekten in Saarbrücken, Kirkel, Völklingen und Püttlingen nur wenig verändert ist, bietet H.-W. Herrmann, Stand der Mittelalterarchäologie im Saarland. Erreichtes – Erwünschtes – Versäumtes, in: L. Kugler (Hg.), suchen ... graben ... entdecken ... Funde vom Saarbrücken Schlossfels. Bausteine zur Geschichte der Saarregion (Schriftenreihe des Historischen Museums Saar, Bd. 2) Saarbrücken 1996, S. 52 ff.
- 3) U. Gross, Mittelalteliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Stuttgart 1991 – Y. Henigfeld, Die Keramikversorgung einer mittelalterlichen Großstadt am Beispiel Straßburgs,

in: S. Lorentz, T. Zotz (Hg.), Spätmittelalter am Oberrhein, Alltag, Handwerk und Handel 1350 – 1525, Stuttgart 2002, S. 144 ff.

- 4) U. Gross (wie Anm. 2) S. 90.
- 5) Y. Henigfeld, La céramique grise cannelée de la rue des juifs à Strasbourg (fin XIIe – fin XVIe siècle), Saverne 1998, S. 36, 41.
- 6) U. Gross (wie Anm. 2), S. 145 ff, besonders S. 162.
- 7) Y. Henigfeld (wie Anm. 3) S. 148 f.
- 8) C. Prohaska-Gross, Flaschen und Trinkgläser, in: Spätmittelalter am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 207 ff.
- 9) Dies., S. 211.
- 10) B. McConnel, Fingerhüte. Ratgeber für Liebhaber und Sammler, Erlangen 1996, S. 13 – 18.
- 11) J. Zeune, Burgen Symbole der Macht. Regensburg 1997, S. 174, Abb. 84.
- 12) S. Stelzle-Hüglin: Von Kachel und Öfen. Untersuchungen zum Ursprung des Kachelofens und zu seiner Entwicklung vom 11. – 19. Jahrhundert anhand archäologischer Funde aus Freiburg im Breisgau, Freiburg 1998, S. 93 f.
J. Selmer, Ofenkacheln, in: H.-W. Herrmann, Der Kreuzgang des Evangelischen Stifts St. Arnual (Arbeitstitel; Publikation 2004).
- 13) W. Bender/M. Schlader, Dachziegel als historisches Baumaterial. Suderburg-Hösseringen 1999, S. 47-54.
- 14) C. Gerlach, Die Anfänge von Glasverschlüssen, in: B. Schock-Werner (Hg.): Fenster und Türen in historischen Wohn- und Wehrbauten. Stuttgart 1995, s. 99 ff.
J. Selmer (wie Anm. 12), Glas.
- 15) W. Habicht, Dorf und Bauernhaus im deutschsprachigen Lothringen im Saarland. Arbeiten des geographischen Instituts der Univ. des Saarlandes, Bd. 27, Saarbrücken 1980, S. 113 f.